

Jahrbuch des Instituts für Angewandte Forschung 2021

Jahrbuch des Instituts für Angewandte Forschung 2021

Herausgegeben von

Jörg Dürrschmidt

Christian F. Majer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek |
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über www.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-415-07143-8

E-ISBN 978-3-415-07144-5

E-Book-Umsetzung: Datagroup int. SRL, Timisoara

© 2021 Richard Boorberg Verlag

Dieses Jahrbuch ist im Dezember 2021 erschienen.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz
zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Satz: abavo GmbH, Nebelhornstraße 8, 86807 Buchloe |

Druck und Bindung: Esser printSolutions GmbH, Westliche Gewerbestraße 6,
75015 Bretten

Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG | Scharrstraße 2 | 70563 Stuttgart
Stuttgart | München | Hannover | Berlin | Weimar | Dresden

www.boorberg.de

Vorwort der Herausgeber

Christian F. Majer und Jörg Dürrschmidt¹

Auch die zweite Ausgabe des Jahrbuchs des Instituts für Angewandte Forschung (IAF) an der Hochschule für öffentliche Verwaltung und Finanzen Ludwigsburg erhebt den Anspruch, einen repräsentativen Querschnitt der vielfältigen Forschungsaktivitäten zu zeichnen, die im vergangenen akademischen Jahr an den insgesamt 15 Einzelinstituten und Kompetenzzentren des IAF sowie darüber hinaus betrieben worden sind.²

Das Institut für Angewandte Forschung ist die zentrale wissenschaftliche Einrichtung der Hochschule für öffentliche Verwaltung und Finanzen Ludwigsburg (HVF). Es dient der Durchführung von Grundlagenforschung und anwendungsorientierten Forschungs- und Entwicklungsvorhaben sowie der Erarbeitung von Grundlagen für die wissenschaftliche Weiterbildung. Unter „anwendungsorientierter Forschung“ versteht das IAF dabei – dem gesetzlichen Auftrag der HVF als einer Hochschule für den öffentlichen Dienst entsprechend – eine in Themenstellung und Ergebnissen für die öffentliche Verwaltung relevante Forschung. Im vergangenen Jahr ist das IAF außerdem um weitere Mitglieder und zwei neue Institute – das Institut für Öffentliches Bau-, Planungs- und Umweltrecht sowie das Institut für IT- und Datenschutzrecht – angewachsen. Hier ist einiges in Bewegung.

Wie schon in der ersten Ausgabe des Jahrbuchs, so wird auch in diesem Fortsetzungsband vor allem der multidisziplinäre Charakter der Hochschule sowie der zumeist unmittelbare Praxisbezug ihrer Forschungstätigkeiten besonders deutlich. Die Forscherinnen und Forscher der HVF Ludwigsburg legen größten Wert darauf, dass ihre Forschungsergebnisse nicht nur im Elfenbeinturm der Wissenschaft verbleiben. Vielmehr sollen ihre Erkenntnisse einen ganz praxisnahen Beratungs- und Problemlösungscharakter aufweisen und auf diese Weise auch die Abnehmer in Politik, Gesellschaft und

1 Prof. Dr. *Christian F. Majer* ist Co-Leiter des Instituts für Angewandte Forschung (IAF) an der Hochschule für öffentliche Verwaltung und Finanzen Ludwigsburg, Professor für Zivilrecht, Straf- und Ordnungswidrigkeitenrecht einschließlich Zivilprozessrecht sowie Direktor des Instituts für internationales und ausländisches Privat- und Verfahrensrecht.

Prof. Dr. *Jörg Dürrschmidt* ist Co-Leiter des Instituts für Angewandte Forschung (IAF) an der Hochschule für öffentliche Verwaltung und Finanzen Ludwigsburg, Professor für Soziologie sowie Co-Direktor des Instituts für Anpassungsherausforderungen durch europäische Politiken und weltweite Migration.

2 Die Herausgeber haben auch in diesem Jahr davon abgesehen, den Autorinnen und Autoren des Bandes spezifische Formvorgaben hinsichtlich eines geschlechtergerechten Sprachgebrauchs zu machen. Gelegentlich kann dies dazu führen, dass nur die männliche Form verwendet wird.

der Verwaltung zu einer zukunftsfähigen, mutigen und innovativen Gestaltung der anstehenden Transformationsprozesse befähigen. Damit ist die Hochschule bereits jetzt ein modernes Kompetenzzentrum für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Verwaltung, aber auch darüber hinaus.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes tragen vor diesem Hintergrund nicht zuletzt auch der Vielfalt und Komplexität der Aufgaben Rechnung, vor die sich der öffentliche Sektor in einer Zeit des gesellschaftlichen und globalen Umbruchs gestellt sieht. Zugleich richten sie ihren Blick aber auch auf Themen, die gelegentlich – und vielfach zu Unrecht – eher unterhalb der Wahrnehmungsschwelle einer kurzatmig gewordenen politischen Kultur bleiben. Inhaltlich befassen sich die Beiträge u. a. mit dem Förderinstrumentarium der EU in Corona-Zeiten, zentralen Facetten von *Tax Compliance* in Kommunen, aktuellen Fragen des Familienrechts, des internationalen Steuerrechts und des europäischen Zivilrechts, sowie mit vielem mehr. Auch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sind mit Beiträgen etwa zur Migrationssoziologie, zur kommunalen Wirtschaftsförderung, zu irrationalen Denken und zur Barrierefreiheit prominent vertreten.

Die Herausgeber danken zuallererst den Autorinnen und Autoren der Beiträge für ihre engagierte Mitwirkung an diesem Projekt. Darüber hinaus gilt ihr Dank Herrn RA Marcus Preu vom Richard-Boorberg-Verlag für die stets vertrauensvolle und enge Zusammenarbeit, Herrn Uwe Geis-Schroer für seine tatkräftige Mithilfe beim Formatieren der Beiträge, sowie Herrn Dr. Markus Rutsche für die wie gewohnt sorgfältige und zuverlässige Redaktion.

Prof. Dr. Jörg Dürrschmidt

Prof. Dr. Christian F. Majer

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
<i>Christian F. Majer und Jörg Dürrschmidt</i>	
Anpassungs- und Widerstandsfähigkeit – Überlegungen zum Resilienzpotezial migrantischer Familien	9
<i>Jörg Dürrschmidt</i>	
Förderinstrumente der EU zur Bewältigung der Corona-Krise und die Notwendigkeit kommunaler Interessenvertretung	27
<i>Daniel Zimmermann und David Linse</i>	
Neues zur Rechtsstellung der Vertrauenspersonen von Bürgerbegehren? – Zugleich eine Auseinandersetzung mit BVerfG, Beschluss vom 22.02.2019–2 BvR 2203/18	47
<i>Arne Pautsch</i>	
Tax Compliance in Kommunen: Birgt das Unterlassen von Tax Compliance-Maßnahmen der „öffentlichen Hand“ – insbesondere in Kommunen – konkrete Risiken?	57
<i>Stefan Holzner</i>	
§ 2b UStG – Herausforderung und Chance	65
<i>Gabi Meissner</i>	
Tax Compliance in Kommunen: Ertragsteuerepflichtige Tätigkeiten der Feuerwehr	83
<i>Tanja Leibold</i>	
Tax Compliance in Kommunen: Tätigkeiten der Feuerwehr aus Sicht der Umsatzsteuer	97
<i>Sascha Gieseler</i>	
Besonderheiten der Strafverfolgungsverjährung nach § 376 AO – kritische Analyse der Entwicklung einer Sondervorschrift	117
<i>Stefan Holzner und Steffen Rittig</i>	
Die „Neue Weltsteuerordnung“: Entwicklungen im Transfer Pricing und bei der Hinzurechnungsbesteuerung	127
<i>Angelika Dölker</i>	

Zur Garantenpflicht gemäß § 60 Abs. 1 S. 1 Nr. 2 SGB I beim Sozialleistungsbetrug durch Unterlassen	161
<i>Torsten Noak</i>	
Rechtsfolgen von nichtigen und unwirksamen Ehen im nationalen und internationalen Kontext	173
<i>Christian F. Majer</i>	
Irrational Thinking and the Anticipation and Evaluation of Risks in Decision-Making	181
<i>Martin Sauerland and Günter F. Müller</i>	
Update BGB – Umsetzung der EU-Richtlinien Digitale Produkte und Warenkauf	189
<i>Judith Klink-Straub</i>	
Die Kenntnis der Finanzämter durch eDatenübermittlungen und sonstiger Mitteilungen und deren Auswirkung auf den Tatbestand der Steuerhinterziehung	199
<i>Simone Grimm</i>	
Wirtschaftsfördernde Wirtschaftspolitik oder wirtschaftspolitische Wirtschaftsförderung? Zur Integration von kommunaler Wirtschaftsförderung und Wirtschaftspolitik in kleinen und mittleren Kommunen	209
<i>Frank Kupferschmidt</i>	
Barrierefrei kann jede:r – wirklich? Projekt des Diakonischen Werks Heilbronn, des Diakonieverbands Schwäbisch Hall und der Hochschule für öffentliche Verwaltung und Finanzen Ludwigsburg	219
<i>Gunda Rosenauer</i>	

Anpassungs- und Widerstandsfähigkeit – Überlegungen zum Resilienzpotenzial migrantischer Familien

Jörg Dürrschmidt¹

1. Einleitung: eine postmigrantische Perspektive auf Migration und Resilienz

Die jüngere Migrationsforschung mit Blick auf Europa (Bak et al. 2020) und darüber hinaus (Bermudez und Mancini 2013) geht davon aus, dass Migrationserfahrungen nicht nur stressinduzierend sind, sondern auch nachhaltig lebensbejahende Wirkung haben.² Migration ist sicherlich eine Krisensituation, aber eben auch eine Chance, die Lebenslage zu verbessern und (über sich hinaus) zu wachsen. Für die Bilanz von Migrationsprojekten bedeutet diese „strength perspective“ (Bermudez und Mancini 2013: 215), dass trotz aller widersprüchlichen Konsequenzen, die Migration für Individuen wie für Familien mit sich bringt, das Glas doch meist eher halb voll als halb leer ist bzw. empfunden wird. Dies impliziert einen Perspektivenwechsel von Migration und ihrer Bewältigung weg von kurzzeitiger Krise und Defiziten hin zu langfristiger Lebensbewältigung und ihren Ressourcen.

Damit einher geht ein gründlicher Perspektivenwechsel auf Migration innerhalb der modernen Gesellschaften. Waren Migranten in der Wahrnehmung unserer Gesellschaft noch unlängst eine Anomalie gegenüber der sesshaften Normalbevölkerung, so hat sich doch mehr und mehr die Wahrnehmung durchgesetzt, dass die Migranten und Migrantinnen nur die sichtbarste Form einer grundsätzlichen Mobilisierung sind, die uns alle betrifft. Kurz gefasst können wir von einem *Migrations-Mobilitäts-Kontinuum* sprechen, dass alle modernen Gesellschaften charakterisiert (vgl. Götz et al. 2010). Damit ist nicht nur gemeint, dass in einer modernen und globalisierten Welt die Übergänge zwischen Mobilität, Binnenmigration und Migration flüssiger werden, sondern dass ebenso Wissensbestände, Arbeitsverhältnisse und Nachbarschaften mobiler werden, und somit Praktiken der

1 Prof. Dr. Jörg Dürrschmidt ist Professor für Soziologie an der Hochschule für öffentliche Verwaltung und Finanzen Ludwigsburg sowie Co-Direktor des Instituts für Anpassungsherausforderungen durch europäische Politiken und weltweite Migration.

2 Der vorliegende Aufsatz basiert auf einem Vortragsmanuskript für die Fachtagung *Migration und Familie* am 27./28.01.2020 an der HVF Ludwigsburg.

lokalen und sozialen Verortung komplexer – um nicht zu sagen: anstrengender – werden.

Ein solche Perspektive auf Migration könnte als „postmigrantisch“ (Fourotan 2016) zusammengefasst werden. Damit ist gemeint, dass Migration in einer ganzheitlichen gesellschaftlichen Perspektive gedacht wird, in der Migration nicht primär defizitär und alleinig eine kulturell bestimmte Teilgruppe der Gesellschaft betreffend verstanden wird, sondern zunächst als Ausdruck gesamtgesellschaftlicher strukturellen Problemlagen gesehen wird. In einer mobilen und globalen Gesellschaft wären dies z. B. das Auflösen von kulturellen Selbstverständlichkeiten und das latente Fremdwerden einer fragmentierten und massenmedial vermittelten Umwelt. Familien, und zwar nicht nur migrantische, sind in einer solchen Gesellschaft grundsätzlich in ihrer Resilienz (heraus)gefordert. Umzüge, Pendelmobilität, Stellenverlust und Beförderungen, Partnerverlust, anonymisierte und divergente Rollenvielfalt, und eben auch Migration gehören zu den herausfordernden Normalitäten unserer Zeit, in denen psychosoziale Desorientierung latent mitschwingt.

Die Familiensoziologie hat diesbezüglich früh auf ein grundlegendes Paradoxon hingewiesen (vgl. Hildenbrand 1983: 22–23). Zum einen verlässt sich die moderne Gesellschaft auf „Familien als geografisch und sozial leicht verschiebbare soziale Einheiten“. Zum anderen sind sie als Ort mit „zentraler[r] sozialisatorischer Funktion“ auf Stabilität angewiesen, um den gelingenden Übergang zwischen Privatheit und Gesellschaft für ihre Mitglieder nachhaltig und kontinuierlich zu gewährleisten. Dieses Paradox ist der (analytische) Punkt, an dem Fragen der Resilienz von Familien, u. a. auch migrantischer Familien, aus postmigrantischer Perspektive zu fokussieren sind.

2. Drei Schlaglichter auf familiäre Resilienz aus postmigrantischer Perspektive: historisch, strukturell, alltagskulturell

Der oben skizzierte Zugang zu einer postmigrantischen Perspektive auf Migration und Resilienz kann durch drei Schlaglichter skizziert werden. Beginnen wir mit dem historischen Rückblick. Hierzu begeben wir uns gedanklich in das Chicago im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, einer zu diesem Zeitpunkt rapide wachsenden Stadt im Zuge der Industrialisierung. Sie kann exemplarisch stehen für das Schicksal der massenhaften Entwurzelung, aber auch des individuellen Glückversprechens, das die moderne

Gesellschaft macht. Der amerikanische Soziologe Richard Sennett (1984) hat den Alltag von Familien, die in der Zeit von 1872–1890 in Chicago ihr Glück suchten, anhand von Zeitdokumenten rekonstruiert und analysiert. Er kommt zu der nicht überraschenden Beobachtung, dass Familien eine, wenn nicht *die* Überlebenseinheit waren, die den Einzelnen psychosoziale Orientierung und Stabilität gaben in einer Zeit massenhafter sozialer Entwurzelung im Moloch der Großstadt. Etwas überraschender hingegen dürfte seine Kernbeobachtung sein: Im Kampf um Etablierung und Aufstieg in der Metropole entscheidet weniger die Morphologie (Verwandtschaftsverhältnisse), sondern die intentionale Ausrichtung (Selbstbild, Überzeugungen) der Familien über Erfolg oder Misserfolg. Nicht Klein- oder Großfamilie ist demnach das wichtigste Unterscheidungskriterium der erfolgreichen und der weniger erfolgreichen Familien, sondern deren Grundeinstellung gegenüber den Herausforderungen einer neuen komplexen Großstadtmwelt: „meeting the world“ oder „fleeing from it“. Mit anderen Worten: versteht sich die Familie als Brücke zur Welt oder schützendes Refugium gegen ebendiese (ebd.: 207)? Ohne dass damals schon von Resilienz gesprochen worden wäre, machen uns Sennetts historische Studien bereits auf eine der heute diskutierten wesentlichen Faktoren familiärer Resilienz aufmerksam: „a general optimistic attitude“ (Black und Lobo 2008: 35).

Dass eine solch Grundhaltung sich ausprägen kann (oder auch nicht), hat seine strukturelle Voraussetzung im Selbst- und Weltverhältnis der Familien. Sozialisationsprozesse, die sowohl den Übergang *in* die Rollenerwartungen der Gesellschaft als auch den Schutz *vor* den komplexen und widersprüchlichen Zumutungen der gesellschaftlichen Umwelt organisieren, spielen hier eine entscheidende Rolle. Hierzu hat der Soziologe Jürgen Habermas (1988: 570) bezüglich unsere Gegenwartsgesellschaft eine wichtige Beobachtung gemacht:

„Wenn aber die Sozialisationsbedingungen der Familie auf die Mitgliedschaftsbedingungen der Organisationen, denen die Heranwachsenden eines Tages genügen sollen, funktional nicht mehr abgestimmt sind, werden die Probleme, die der Jugendliche in der Adoleszenz lösen muss, für immer mehr Jugendliche unlösbar.“

Diese Beobachtung zielt nicht auf spezifische kulturelle Abständigkeiten von Migrationsfamilien und moderner Gesellschaft, sondern sie beschreibt ein strukturelles Problem, das er in der These von der „Entkoppelung von System und Lebenswelt“ (ebd.: 569) bündelt. Damit ist gemeint, dass die moderne Gesellschaft mit ihren immer stärker ausdifferenzierten Teilbereichen mit jeweils unterschiedlichen und z. T. widersprüchlichen Rollen-

erwartungen zunehmend unüberschaubarer wird, und somit den auf diffuse Gemeinschaftlichkeit und Identitätssicherung ausgerichteten Sozialisationsanstrengungen der Familien latent zuwiderläuft, aber dennoch von den Familien passfähige Individuen am Ende dieses Sozialisationsprozesses erwartet. Wir könnten auch sagen, dass dort, wo die Vermittlung des „unhintergehbaren Doppelcharakters“ von „Adaption“ und „Integration“ nicht komplementär möglich, sondern latent problematisch wird, die Familie sich strukturell stärker als „Gegenstruktur“ zur Gesellschaft formiert. Etwas netter ausgedrückt: in Zeiten beschleunigten Strukturwandels wird die Familie in ihrer Kapazität als widerständige „Entschleunigungsinsel“ sichtbar, weil sich Familienstrukturen eben nicht so beschleunigen lassen wie andere soziale Teilbereiche. Resilienz hat aus dieser strukturellen Sicht also immer auch etwas mit „Resistenz“ zu tun (vgl. Hildenbrand 2009: 265–266, 272, 276–278).

Ein post-migrantischer Blick auf Resilienz von Familien bedeutet allerdings nicht, dass der Unterschied zwischen migrantischen Familien und Familien ohne Zuwanderungsgeschichte angesichts gemeinsam erfahrenen strukturellen Wandels letztlich gegenstandslos wird. Vielmehr haben auch die neuen Untersuchungen zu den SINUS-Migrantenumilieus (Hallenberg 2018) ergeben, dass – bei aller Ausdifferenzierung entlang normaler Lebensstilunterscheidungen – die Migrationserfahrung für die Verortung im Gesamtgefüge der alltagskulturellen Einstellungen und Handlungsstrategien ein wichtiger Faktor bleibt. Schauen wir hierzu illustrierend auf einige Daten des Familienberichts der Bundesregierung (BMFSFJ 2017), so fällt auf, dass hinter der „gelebten Vielfalt“ migrantische Familien in der Tendenz nach wie vor schlechtere sozialstrukturelle Ausgangsbedingungen für das Ringen um Positionierung jener gut 30 % ausmachenden Familien mit Migrationshintergrund in unserer Gesellschaft zeigen. Blicken wir zunächst auf die für die Wissensgesellschaft wichtigen Startbedingungen der Bildungs- und Berufsabschlüsse. Der Anteil der Familien mit einem Elternteil ohne Schulabschluss fällt bei den Familien mit Migrationshintergrund deutlich höher aus als bei jenen ohne: 9 % zu 1 %. Ähnlich sieht die Relation bei Hauptschulabschlüssen aus: 23 % zu 13 % (ebd.: 15). In der Logik von Prozesschancen pflanzt sich diese Diskrepanz dann fort bis in die wirtschaftliche Situation von Familien mit Migrationshintergrund: der durchschnittliche Einkommensunterschied zu Familien ohne Migrationshintergrund beträgt deutliche 18 % (ebd.: 23). Daraus folgt allerdings laut der verfügbaren Daten gerade keine resignative Haltung gegenüber Schule und Bildung, sondern in Fragen der Bildung werden hohe Aspirationen gehegt, die das Migrationsvorhaben der Familien tragen und bilanzieren helfen (ebd.: 18–19). Der Familienbericht deutet dies als „Zuwanderungsoptimismus“ (ebd.: 19), der mit Migra-

tion ein besseres Leben verbindet und offensichtlich ein Stück weit dazu beiträgt, dass Familien sich als Akteure ihres Lebensentwurfs statt als Opfer ungerechter Strukturen wahrnehmen. Und zwar nicht nur bezogen auf den Bildungsbereich, sondern auf die Teilhabe an Gesellschaft insgesamt. Laut den Daten des Familienberichts „schätzen Familien mit Migrationshintergrund ihre soziale Teilhabe ähnlich positiv ein“ wie jene ohne Migrationshintergrund (ebd.: 31). Dieser Grundoptimismus angesichts benachteiligender Umstände zeugt von der Fähigkeit von Familien, im Zuge der Migration Marginalisierung materiell abzufedern (Unterstützungsnetzwerke über die Kernfamilie hinaus) und ideell zu kompensieren (Lebensperspektive und Wertebindung), zumindest dort, wo mit dem Migrationsvorhaben der Wunsch nach sozialem Aufstieg und die Bereitschaft zur nachhaltigen Investition in Bildung einhergeht. Diese Beobachtung wird auch in der Migrationsforschung mit anderen als europäischen regionalen Bezügen geteilt. So spricht etwa die amerikanische Forschung mit spezifischem, aber nicht ausschließlichem Bezug auf lateinamerikanische MigrantInnen vom „immigrant paradox“ (Doty 2016: 177).

3. Von Heroismus zu Normalität: Entwicklungen im Verständnis von (Familien-)Resilienz

Resilienz hat sich zu einem Modewort entwickelt, das u. a. in der Psychiatrie, der Sozialpädagogik und in der Stadt- und Raumplanung auftaucht – also überall, wo es auf unterschiedlichen Ebenen das mehr oder wenige erfolgreiche Durchschreiten krisenhafter Zustände und Ereignisse zu verstehen und zu erklären gilt. Dabei hat das analytische Verständnis von Resilienz selber Veränderungen durchlaufen. Wir könnten etwas vordergründig auch sagen: es ist selbst resilienter in seiner Anwendung geworden. War das Konzept am Anfang vor allem eine Domäne der Psychologie und der Gesundheitsforschung, so hat es sich mittlerweile zu einem soziologischen Begriff mit weiter Anwendung auf Individuen, Familien, Nachbarschaften, Kommunen und Regionen entwickelt (vgl. Black und Lobo 2008; Michel und Sattler 2007).

Zwei Entwicklungen sind dabei für unser Argument von besonderer Bedeutung. Zum einen die Schwerpunktverlagerung von einer Defizit- auf eine Potenzialanalyse. In der klassischen Resilienzforschung ging es zunächst um die Fähigkeit von Individuen, angesichts widriger Umstände und Belastungen psychosomatisch stabil zu bleiben. Resilienz stand somit den Konzepten der „Salutogenese“ (Gesundheitsentstehung) und des „Co-

ping“ (durchhaltendes Bewältigen) nahe. Es waren vor allem Kinder, die trotz widriger oder defizitärer Umstände aufgrund von z. B. Krankheit und handicap, Scheidung oder Alkoholismus der Eltern, häufigen Umzügen und Schulwechslern keine pathologischen Eigenschaften entwickelten, sondern erstaunliche Stabilität an den Tag legten und deshalb als „Stehaufmännchen“ oder „Superkids“ gesehen wurden (Michel und Sattler 2007: 95). War man hier zunächst noch recht statisch auf angeborene oder im ersten Sozialisationsprozess erlernte Eigenschaften der Person fixiert, so wurde zunehmend klar, dass die Resilienz der Individuen vielmehr mit dem unterstützenden oder hinderlichen Einfluss der Umgebungen zu tun hat, in denen sich ihre Biografien kontinuierlich entfalten und durchhalten. So entwickelte sich ein dynamisches und interaktives Verständnis von Resilienz, in dem neben anderen Formen der Vergemeinschaftung (z. B. Nachbarschaft) vor allem die Familie als primärer Bezugspunkt eines stärker systemisch als individuell verstandenen Konzepts von Resilienz hervortrat. Und es wurde klar, dass in einem solchen komplexen System von Interaktionen, wie sie die Familie lebt, die Resilienz der Familie selbst sowie jene der dazugehörigen Personen nur schwer zu separieren sind (Walsh 1996). Ein solch relationales Verständnis von Resilienz verschiebt die Aufmerksamkeit zugleich weg von der Gegenüberstellung von „normal“ vs. „defizitär“ (oder gar pathologisch) hin zu einem Verständnis von „Normalität“ als Alltagsnormalität, die alle Familien ein Leben lang mal mehr, mal weniger erfolgreich, aber kontinuierlich herstellen müssen. Krisen gehören zu dieser Alltagsnormalität und werden eher als Probleme und Herausforderungen denn als Defizite thematisiert, aus denen eine Familie unter Mobilisierung ihrer zur Verfügung stehenden Ressourcen auch gestärkt hervortreten kann. Konsequenterweise müssten wir also differenzieren zwischen „resiliency“ als Grundeigenschaft von Familien, eine autonomiesichernde Lebenspraxis gegenüber der umgebenden Gesellschaft durchzuhalten; und „resilience“ als darauf aufbauende Fähigkeit, dies auch unter widrigen Umständen und Krisen zu können (Maurović et al. 2020: 338–341).

Zum anderen bedeutet der Wechsel der Perspektive „from damage to challenge“ (Walsh 1996: 265) auch ein stärker soziologisch als psychologisch ausgerichtetes Verständnis von Resilienz (Mu 2020). Familien werden so als soziales System sichtbar, das sich mit, aber auch in Abgrenzung von der (und zumindest punktuell auch gegen die) Gesellschaft in ihrer Alltagsnormalität aktiv erhalten müssen. Insofern ist Resilienz nicht mit Anpassung gleichzusetzen. Denn dann wäre Resilienz ein Freibrief zur Reproduktion von für die Familie widrigen gesellschaftlichen Umständen. Richtig verstanden hat Resilienz vielmehr immer auch ein Element von Widerständigkeit in sich. Migration wäre dann ein Ausdruck dessen, dass aktive Resilienz

auch heißen kann, sich solchen gesellschaftlichen Umständen zu entziehen. Auch hier hilft im Englischen die präzise Unterscheidung von „adaptation“ und „adjustment“ weiter (vgl. Mu 2020: 2–3; Maurović et al. 2020: 339).

Wenn wir nun nach den Faktoren fragen die über die Resilienz von Familien entscheiden, so kristallisieren sich aus der Forschung vier basale Dimensionen heraus, deren Zusammenspiel so etwas wie eine Matrix gelingender Resilienz darstellen könnte (vgl. zu folgender Zusammenschau insbes. Black und Lobo 2008; Maurović et al. 2020; Walsh 1996; Herlth 1990):

a) gelingende Kommunikation

Weniger die Inhalte als vielmehr die Art und Weise des Familiengesprächs sind hier im Blick. Ein direkter, offener und dennoch situationssensibler Kommunikationsstil ist Voraussetzung dafür, dass prinzipiell alles zur Sprache kommen kann und wenige Tabu-Themen existieren. Emotionen sollten offen geteilt werden, um einer Kommunikation Raum zu geben, die das ganze Individuum und nicht nur funktionale Rollen anspricht. Emotionalität und Situationsbezogenheit stehen dabei nicht im Widerspruch zu einem konsistenten Kommunikationsstil, der die Interaktion der Familienmitglieder einerseits berechenbar macht, und andererseits zugleich die eigene Familie von anderen Familien unterscheidbar sein lässt.

b) geteilte Überzeugungen

Die in Familienbildern verdichteten Überzeugungen, die Familien von sich und ihrem (legitimen) Platz in der Welt haben, stabilisieren nicht nur Kommunikationsstil und -inhalte. Sie entscheiden mit darüber, welche Hoffnungen, Träume und Ambitionen gemeinsam und individuell gehegt werden können, und welchen Sinn mögliche Krisensituationen bekommen. Religiöse Überzeugungen, kulturelles generationales Erbe und andere spirituelle Einflüsse sorgen dafür, dass die Familienbilder immer auch eine Dimension der Transzendenz, also eine über das individuelle Leben hinausgehende Perspektive, haben.

c) faire organisatorische Muster

Der Anspruch von Familien, sich in einem auf die beteiligten Personen abgestimmten und zudem eigenlogischen Milieu in der sie umgebenden Gesellschaft durchzuhalten, stellt hohe Anforderungen an die Alltagsorganisation. Unabhängig von Größe und Struktur muss eine faire Formel der Regulierung von Rechten und Pflichten abgestimmt werden, die unterschiedliche (Geschlecht, Alter, Charakter usw.) und nicht (anders als in anderen sozialen Systemen) ohne Weiteres austauschbare Individuen in einen langfristigen Prozess des Gebens und Nehmens einbindet. Das betrifft die individuelle und gemeinsame Verfügung über materielle Ressourcen genauso wie die Teilhabe an emotionalem Austausch und an den mehr oder weniger angenehmen Routinen des Alltags.

d) komplementäres Zusammenspiel von Integration nach Innen und Anpassung nach außen

Familien und ihre Mitglieder sind über vielfältige Weise mit anderen sozialen Systemen verknüpft und in diese eingebunden. Grenzen und Übergänge der Familie zu Nachbarschaft, Schule und Kindergarten, Betrieb und Sportverein müssen daher im stetigen Wandel der Alltagsanforderungen flexibel gehandhabt werden. Dies verlangt von der Organisationsstruktur der Familie eine gewisse Elastizität. Aufgestellte Regeln müssen die Kohäsion nach innen sicherstellen, zugleich aber einer flexiblen Handhabung unterliegen, damit Koordination mit anderen Teilsystemen der Gesellschaft, die gelegentlich oder alltäglich auf Familienmitglieder zugreifen, ermöglicht wird.

4. Besonderungen der Resilienz migrantischer Familien in modernen Gesellschaften

Während das Problem der Resilienz von Familien in der Gegenwartsgesellschaft im oben ausgeführten Sinn ein universelles ist, und somit grundsätzlich zunächst aus einer postmigrantischen Perspektive verstanden werden muss, ist es ebenso klar, dass Familien „mit Migrationshintergrund“ nochmal mit besonderen Problemlagen zu kämpfen haben. Hier kommen zunächst vor allem mangelnde Beherrschung der Sprache des Aufnahmelandes, kulturell-religiöse und alltagskulturelle Orientierungsprobleme, Status- und Anerkennungsverlust sozialer (durch Verlust von Sozialkapital) und formaler Art (rechtlicher Status, Anerkennung von schulischen und Berufsqualifikationen) in den Blick. Diese unvollständige Aufzählung macht allerdings noch nicht hinreichend deutlich, dass diese Faktoren in den Familien auf sozialisations- und lebensphasenspezifische Problemstellungen treffen, die im komplexen Zusammenspiel von Geschlechterverhältnissen und Generationenambivalenz ausgehandelt werden müssen. Wir könnten auch sagen: der innere und äußere Umorientierungsprozess, der durch eine Migration ausgelöst wird, potenziert die „daily hassles“ des normalen Familienalltags. Hinzu kommt, dass neben dem Verlust sozialer Bindungen die tendenziell schlechteren Wohnbedingungen nicht dazu beitragen, diesen Verlust aufzufangen, dass Familien im Zuge von Migration oft durch Phasen materieller Deprivation gehen, zudem nicht immer um die Spielräume institutioneller Fürsorge wissen, und zudem (nicht pauschal, aber eben auch nicht selten) auf ein Umfeld treffen, in dem ihnen Ressentiment als Grundstimmung entgegengebracht wird (Bründel und Hurrelmann 1995: 301; Michel und Satter 2007: 98; Bermudez und Mancini 2013: 216).

Vor diesem Hintergrund sollen einige spezifische Resilienzfaktoren gesondert in den Blick genommen werden:

a) Familienzusammenhalt

Ein vergleichsweise stärkerer Zusammenhalt ist vermutlich eine der ersten Eigenschaften, die wir Familien mit Migrationserfahrung zuschreiben. „Family cohesion“ gehört in der Tat zu den auch im internationalen Ausblick herausstechenden Merkmalen des migrantischen Lebens. Assoziiert werden damit zunächst soziodemografische Aspekte der Familien wie der im Vergleich zum Bevölkerungsteil ohne Migrationshintergrund hohe Anteil verheirateter Paare; und ebenfalls der größere Prozentsatz von Familien, in denen neben der Kernfamilie weitere Familienmitglieder leben (vgl. Doty 2016: 182–184). Erhebungen zu Familien mit Migrationshintergrund in Deutschland belegen diese generelle Beobachtung. So ist beispielsweise der Anteil der verheirateten Paare unter Familien mit Migrationshintergrund mit 92 % höher als bei denen ohne Migrationshintergrund mit 84 %. Umgekehrt liegt der Anteil der Alleinerziehenden in der Gruppe der Menschen mit Migrationshintergrund bei 16 % deutlich unter dem von 23 % in der Gruppe derer ohne Migrationshintergrund (BMFSFJ 2017: 10). Hinzu kommt, dass in vielen Familien mit Migrationshintergrund die Großeltern mit zum Haushalt gehören. Wobei hier signifikante Differenzierungen zwischen den Migrantengruppen nicht unerwähnt bleiben sollen: Türkeistämmige gaben dies zu 17 %, Griechen und Italiener zu 15 %, und Polen zu 5 % als Haushaltsform an (BMFSFJ 2010: 11). Die Studien nehmen dies als Indikator für die Schlussfolgerung: „Familien bekommen damit eine besondere Bedeutung“ im Kontext von Migration (ebd.: 5). Sie sind in einer Situation potenzieller Verunsicherung und Neuorientierung nicht nur ein stabilisierender Orientierungsrahmen, sondern auch Regulatoren zu potenziell drei Heiratsmärkten (eigene Migrantengruppe, Herkunftsgesellschaft und Ankunftsgesellschaft), Zugänge zu einem loyal ausgerichteten Unterstützungsnetzwerk und Basis für die Auseinandersetzung mit Chancen und Herausforderungen der Ankunftsgesellschaft (ebd.: 5–6, 13–14, 10). Dies alles kann die Migrantenfamilie allerdings nur erbringen, wenn ihr Zusammenhalt nicht nur über instrumentelle Leistungen, sondern auch durch Wertebindung gesichert wird. Die Familie ist die entscheidende Institution, über die Werte und Einstellungen der Herkunftskultur vermittelt werden. Sie entscheidet (nicht notwendigerweise bewusst) darüber, was aus der Gesamtheit des möglichen Reservoirs an Herkunftsgewissheiten zur Identitätssicherung ihrer Mitglieder mobilisiert wird. Es wird deshalb auch von „family ethnicity“ (Black and Lobo 2008: 37) gesprochen, weil diese familienspezifischen Formen der Traditionsbewahrung nie die Herkunftskultur in Gänze reproduzieren kön-

nen. Offensichtlich ist diese Verschmelzung von familiengetragenen Werten und dem Wert der Familie für Resilienz so wichtig, dass in manchen Migrantenmilieus ein eigenes Wort dafür verwendet wird, wie etwa „familismo“ unter den Latino Familien in den USA (vgl. Bermudez and Mancini 2013). Allerdings hat diese „family ethnicity“ durchaus ambivalenten Charakter, und zwar nicht nur im Sinne der Kompatibilität mit den Werten der Aufnahmegesellschaft, sondern auch für die Migrationsfamilie und ihre Mitglieder selbst. Sie kann einerseits Stolz auf die eigene Herkunft und damit Identität generieren, aber umgekehrt auch die Sorge wecken, über die Familienzugehörigkeit in stereotypisierender Weise mit einer Kultur oder Herkunft assoziiert zu werden. Dieser „confirmation concern“ (Bermudez and Mancini 2013: 219) ist oft Teil grundsätzlicher Identitäts- und Loyalitätskonflikte innerhalb der Familien, die vor allem von den Heranwachsenden als „double-bind-Situation“ empfunden werden kann: bleiben sie den Werten und Normen der geliebten Familie treu, isolieren sie sich von ihren *peers* in Schule und Ausbildung; nähern sie sich umgekehrt deren Werten und Normen stärker an, entfremden sie sich von Eltern und Verwandten (Bründel und Hurrelmann 1995: 296).

b) Generationenambivalenz

Intrafamiliäre Generationenbeziehungen sind immer ambivalent, d. h. von gegenläufigen Emotionen geprägt, deren tiefste Ursache darin zu sehen ist, dass Eltern einerseits wollen, dass ihre Kinder ihnen ähnlich werden, andererseits aber auch bestrebt sind, dass sie sich zu eigenständigen und darüber hinaus einzigartigen Persönlichkeiten entwickeln. Diese grundlegende „Generationenambivalenz“ zwischen „Reproduktion und Innovation“ (Lüscher und Liegle 2003: 290) wird im Migrationskontext durch das „acculturation gap“ potenziert (Doty 2016: 188–189), weil Eltern und Kinder (sowie gegebenenfalls Großeltern) sich unterschiedlich schnell und erfolgreich mit den neuen kulturellen Herausforderungen auseinandersetzen. Oftmals ist eine gesteigerte Generationenambivalenz bereits Teil des Gepäcks, das migrantische Familien mitbringen, weil die Entscheidung zur Migration nicht von allen beteiligten Generationen gleichermaßen oder überhaupt getragen wird (bzw. bei Kleinstkindern und im Ankunftsland Geborenen überhaupt getroffen werden konnte). Ebenso sind die als sichtbare Version erweiterter Familiensolidarität praktizierten Formen finanzieller Unterstützung zwischen den Generationen (insbesondere die „Rücküberweisungen“) keineswegs banal, weil sie Ressourcen absorbieren, die alternativ dem sozialen Aufstieg der jungen Generation im Ankunftsland zugutekommen könnten (Doty 2016: 186). Ziehen wir zudem in Betracht, dass sich Migrationsziele nur im Generationenzusammenhang realisieren, legitimieren und vor allem bilanzieren lassen

(Lüscher und Liegle 2003: 151), dann wird klar, dass die besondere Solidarität, die den Generationenbeziehungen in den Familien mit Migrationshintergrund zugeschrieben wird, wohl eher ambivalenten als harmonischen Charakters ist, auch wenn in Erhebungen dazu eher die emotionale Nähe und Verbundenheit betont wird und intergenerationale Probleme wenig zur Sprache kommen (vgl. BMFSFJ 2010: 10–13). Das liegt vermutlich in der Natur der Sache begründet, denn „ambivalent feelings are often not acknowledged or owned“ (Walsh zit. in Black and Lobo 2008: 42).

c) Rückkehrillusion

Eine der ambivalentesten Wirklichkeitskonstruktionen, welche die „Mentalitätsgeschichte der Migration“ kennt, ist die „Rückkehrillusion“ (Pagenstecher 1996: 149), sodass sie hier eine gesonderte Betrachtung rechtfertigt. „Illusion“ meint hier keineswegs eine naive Verkennung der Situation, in der die meisten Migrantenfamilien die tatsächliche Rückkehr in die Heimat immer wieder verschieben und am Ende ganz aufgeben, sondern eine soziale Konstruktion von Wirklichkeit, die das Migrationsprojekt in vielfältiger Weise stützt. Sie legitimiert die Defizite des Hierseins durch die antizipatorische Vision einer erfolgreichen Heimkehr. Sie macht zudem die notwendige Integration in die Ankunfts-gesellschaft und die damit oft einhergehenden Erfahrungen von Abwertung und Zurücksetzung erträglicher, weil eine Exitoption jederzeit einlösbar erscheint. Damit gibt sie zugleich einen manipulierbaren Zeithorizont an die Hand, der das Migrationsprojekt scheinbar der eigenen Kontrolle unterwirft. Und nicht zuletzt ist sie ein Loyalitätsbekenntnis zur eigenen Herkunft, das als Identitätsanker wirken kann. Dieses „dauerhafte Provisorium“ (ebd.: 164) kommt allerdings bei der Kindergeneration als *mixed message* an: einerseits heißt die Botschaft, den von den Eltern mühsam erarbeiteten Platz in der Ankunfts-gesellschaft nicht aufzugeben und stellvertretend für alle richtig anzukommen; andererseits schwingt die Botschaft mit, den latenten Heimkehrwunsch der Eltern in die Tat umzusetzen. Gerade wenn die Kluft zwischen Migrationserwartung und Migrationsrealität eher größer wird, kann dies zu dilemmaartigen „Handlungs- und Identitätsalternativen“ führen, denen sich die Kinder- und Enkelgeneration in Migrationsfamilien ausgesetzt sieht (vgl. Korte 1999: 60).

d) Institutionenvertrauen

Familien sind in modernen Gesellschaften nicht autark, sondern in vielfältiger Weise auf die funktionierenden Institutionen der Teilsysteme der Gesellschaft angewiesen, wie etwa dem Gesundheits- oder Bildungssystem. Es ist daher umgekehrt in den allermeisten Bereichen der Lebensführung keine Frage der Wahl, sondern eine Notwendigkeit, sich den An-

forderungen dieser Institutionen zu unterwerfen. Dennoch ist das Institutionenvertrauen als zentraler Aspekt des komplexen Übergangsfelds zwischen Familie und Gesellschaft gerade bei Migrationsfamilien ein prekäres. Die Auswertung der Migranten-SINUS-Milieus spricht diesbezüglich vom „gemischten Gefühlen beim Blick auf Institutionen“ (Hallenberg 2018: 22; 28). Rechtsstaatliche Institutionen wie Justiz und Polizei werden insgesamt positiv wahrgenommen, während sich die am stärksten wahrgenommenen Diskriminierungserfahrungen im Vergleich zur letzten Erhebung vom Arbeitsplatz auf die Behörden verlagert hat. Eine vom Sachverständigenrat für Integration und Migration (SVR) herausgegebene Studie zur politischen Selbstwirksamkeit von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund deutet ebenfalls eine Kluft im Institutionenvertrauen zwischen „repräsentativen Institutionen“ wie den Parteien (gering) und „regulativen“ Institutionen wie den Gerichten (hoch) bei denjenigen mit Migrationshintergrund an. Insgesamt ist die Einschätzung der aktiven (Einflussnahme) und passiven (Verständnis) politischen Selbstwirksamkeit geringer als bei Menschen ohne Migrationshintergrund (SVR 2019: 6). Dieser zunächst auf politische und rechtsstaatliche Institutionen bezogene Befund sollte aufhorchen lassen. Denn eine solche mangelnde „externe Kontrollüberzeugung“ angesichts nicht-gleichberechtigter Zugehörigkeit und bürokratischer Sonderbehandlung überträgt sich zum einen vermutlich auch auf andere, die Familien unmittelbar im Alltag berührende Institutionen; und wirft andererseits die Frage auf, inwieweit solche Erfahrungen durch das Resilienzpotenzial der Familien aufgefangen werden können (vgl. Buchkremer 2000: 211–212). Es lohnt hierzu ein Blick auf die fast schon klassisch zu nennenden Studien von Lanfranchi (2000) zu süditalienischen Arbeitsmigranten in der Schweiz. Sie alle waren im Zuge der Migration einem recht großen Modernisierungsschub ausgesetzt, nicht nur was Fragen der Anpassung an ein moderneres (urbanes) Umfeld betrifft, sondern auch und gerade bezüglich der gestiegenen „Anforderungen an Selbststeuerung“ (ebd.: 143). Insbesondere in der Auseinandersetzung mit der Institution Schule, die durch ihre Platzierungsmacht gerade in der Wissensgesellschaft früh über sozialen (Miss-)Erfolg mitentscheidet, ließen sich zwei recht unterschiedliche Familienstrategien erkennen. Während sich die einen durch die schulische Kommunikation von Lerndefiziten und entsprechenden Hilfsangeboten als „ausländisch“ diskriminiert fühlten, nahmen die anderen dies als Teil des Leistungsprinzips hin und waren um erfolgsorientierte Kooperation mit der Schule bemüht. Lanfranchi (ebd.: 147–155) macht deutlich, dass die Maßnahmen der Institution Schule bei „traditional-sklerotisierten“ Familien auf einen anderen Resonanzboden trafen als bei

„traditional-vorwärtsgewandten“ Familien. Während bei den einen die Tradition zu einer fatalistischen Grundeinstellung führte, war sie für die anderen ein Kraftreservoir, aus dem zusätzliche Anstrengungen für die Schulerfolg der Kinder mobilisiert werden konnten. Der Clou an Lanfranchis Analyse aber ist, dass sie uns deutlich macht: die positive Resilienz gegenüber der Institution Schule ist wesentlich auch von den im Migrationsgepäck mitgebrachten Familienbildern und den darin enthaltenen Selbstbewertungen und Weltdeutungen abhängig. Institutionelle Unterstützungsangebote an Familien setzen deren Fähigkeit zur Selbststeuerung voraus, aber nicht immer kann diese wohl tatsächlich vorausgesetzt werden (ebd.: 143). Dies soll keineswegs eine pessimistische Kehre in die Argumentation bringen, sondern vielmehr zu einer realistischen Erfolgseinschätzung beitragen, wenn wir den Blick auf gegenwärtige Unterstützungsangebote richten, die z. B. darauf abzielen, durch die Einbeziehung der Eltern und Mütter mit Migrationshintergrund in die Bildungsangebote von Kita und Schule eine „doppelte Integrationsrendite“ abzurufen (vgl. Gambaro et al. 2019: 812).

Wir haben für diesen Abschnitt bewusst das sperrige Wort *Besonderung* statt *Besonderheit* in die Überschrift genommen um die postmigrantische Problemperspektive beizubehalten. Es geht in den hier beschriebenen Aspekten migrantischer Milieus nicht um kulturell verankerte Einzigartigkeiten, sondern um spezifische Ausprägungen allgemeiner Problemlagen von Familien in modernen Gesellschaften. Einfacher formuliert: ein stärkerer Familienzusammenhalt und ein latenter Konservatismus gegenüber der Gesellschaft sind in erster Linie aus sozialstrukturellen Problemlagen zu erklären, auch wenn wir sie gern und (vor)schnell mit ethnisch-kultureller Eigenart assoziieren. Dabei ist ein Blick in die Geschichte und die internationale Welt wie immer bereichernd. Verwiesen sei für den ersteren Aspekt der Horizontenerweiterung auf die sozialhistorischen Studien von Hildenbrand (1990) zum keineswegs problemlosen Modernisierungsprozess südwestdeutscher Landwirtschaftsfamilien in Richtung industrielle Landwirtschaft. Die Kinder werden in moderne Ausbildungsberufe geschickt, zugleich aber die latente Erwartung der eventuellen Hofübernahme kommuniziert; Sohn oder Tochter wird eine wohnräumlich separierte Kleinfamilie zugebilligt, zugleich aber wird die Beteiligung der Schwiegerkinder im Landwirtschaftsbetrieb erwartet, ebenso wie Präsenz der Kleinfamilie am Tisch der bäuerlichen Großfamilie zu den Hauptmahlzeiten; „verstärkte Individualisierung“ und „Denken vom Hofe her“ bleiben lange gegenläufige und gleichzeitige Orientierungen (ebd.: 309). Und nicht alle Landwirtschaftsfamilien bewältigen das ihnen auferlegte Paradox des Traditionsbruchs, um die Tradition des Hofes zu erhalten, sondern scheitern an dieser Belastung. Der internationale

Blick wiederum zeigt, dass Familienzusammenhalt im migrantischen Milieu durchaus auch mit räumlicher und vor allem kultureller Weltoffenheit einhergehen kann. Die global-netzwerkartigen Organisationsmuster afro-karibischer Migrationsfamilien und ihre sprichwörtliche Weltoffenheit, welche die Alltagskulturen Londons, Torontos und anderer Metropolen bereichert, mögen hier als exemplarische Illustration genügen (vgl. Sutton 2004).

5. Fazit

Die Frage nach der Resilienz von Familie in postmigrantischer Perspektive verweist uns auf den „präkulturellen Kern von Familialität“ (Buchkremer 2000: 204). Er ist zu finden im „unhintergehbaren Doppelcharakter von Familie“ (Hildenbrand 2009: 277–278). Zum einen ist sie eine *Institution* der Sozialisation, die der Gesellschaft handlungsfähiges und vertrauenswürdigen Personal gemäß den Funktionsanforderungen ihrer Teilsysteme bereitstellen soll. Zum anderen aber ist sie ein *Milieu* jeweils einzigartiger Personen, die sich ein Stück weit von den Zumutungen der Gesellschaft abschirmen müssen, um diese Sozialisationsaufgabe nachhaltig erbringen zu können. Grenzen und Übergänge zwischen beiden Aspekten von Familie müssen räumlich, sozial und kulturell immer wieder mit der umgebenden Gesellschaft ausgehandelt werden. Aufgrund der Einzigartigkeit der jeweiligen Familie in ihrem Milieuaspekt gibt es auch keine Standardisierung für gelingende Verknüpfungsleistungen. Vielmehr ist es so, dass jede Familie „eine gewisse Virtuosität im Balancieren zwischen Integration nach innen (also Erhalten von Tradition und Familienintimität) und Öffnung nach außen (also Wandel durch das Erschließen außerfamiliärer Bereiche)“ einüben muss (Lanfranchi 2000: 145). Für Integrationspolitik folgt daraus die nüchterne Schlussfolgerung, dass Familien mit Migrationshintergrund stärker als jeweils einzigartiges und ganzheitliches Milieu betrachtet werden müssen. Dort wo ihre Resilienz im Sinne der proaktiven Gestaltung von Grenzen und Übergängen unterstützt werden soll, sind es aus dieser Perspektive vor allem Lernprozesse, die ihre Selbststeuerungskapazität adressieren, die angestoßen werden müssen. Konkret: Maßnahmen, die nur die Benachteiligung in der Aufnahmegesellschaft adressieren ohne zugleich die familialen Binnenstrukturen im Auge zu haben, fördern Resilienz demzufolge nicht. Aber es gilt auch umgekehrt, dass eine Integrationspolitik, die einseitig die Grenzen zu den Familien durchlässiger und kontrollierbarer machen möchte, ohne gangbare Übergänge anzubieten, wenig Erfolg haben wird. Konkret: Wo die nachhaltige Einsicht wachsen soll, dass der Rechtsstaat das Individuum im Zweifelsfall besser schützt als die Sitte der Familie,

gedeiht diese vermutlich besser, wenn sie nicht durch Maßnahmen der Nicht-Gleich-Berechtigung durch den Staat (wie etwa die Vorenthaltung des kommunalen Wahlrechts für bestimmte Migrantengruppen) konterkariert wird. Die hier dargelegte nüchtern daherkommende strukturelle Perspektive legt uns letztlich aber auch nahe, keinen zu großen Steuerungsoptimismus gegenüber Familien zu hegen. Sie sind eben keine einfache institutionelle „Verlängerung“ der Gesellschaft ins Private, sondern als autonomiesichernde Lebensform sind sie in erster Linie „Freischärler“ in eigener Sache (vgl. Hildenbrand 2009: 265).

Literaturverzeichnis

- Bak, Anna, Adele Dickson, Lawrie Elliott, Thanos Karatzias und Rory MacLean (2020): Positive Changes and Appreciation of Life Among Economic Immigrants in Scotland, in: *Journal of International Migration and Integration* 21(1), 57–76.
- Bermudez, J. Maria, und Jay A. Mancini (2013): Families Fuertes: Family Resilience Among Latinos, in: Dorothy S. Becvar (Hrsg.), *Handbook of Family Resilience*. New York/NY: Springer, S. 215–227.
- Black, Keri, und Marie Lobo (2008): A Conceptual Review of Family Resilience Factors, in: *Journal of Family Nursing* 14(1), 33–55.
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2017): *Gelebte Vielfalt: Familien mit Migrationshintergrund in Deutschland*, Berlin: BMFSFJ.
- BMFSFJ 2010): *Ehe, Familie, Werte – Migrantinnen und Migranten in Deutschland*, Berlin: BMFSFJ.
- Bründel, Heidrun, und Klaus Hurrelmann (1995): Akkulturation und Minoritäten: Die psychosoziale Situation ausländischer Jugendlicher in Deutschland unter dem Gesichtspunkt des Belastungs-Bewältigungs-Paradigmas, in: Gisela Trommsdorff (Hrsg.), *Kindheit und Jugend in verschiedenen Kulturen: Entwicklung und Sozialisation in kulturvergleichender Sicht*. München: Juventa, S. 293–313.
- Buchkremer, Hansjosef (2000): Eine Rückerinnerung an Familie trotz ihrer Belastung durch globale Mobilität: ein sozialpädagogisches Plädoyer, in: Hansjosef Buchkremer, Wolf-Dietrich Bukow und Michaela Emmerich (Hrsg.) *Familie im Spannungsfeld globaler Mobilität: zur Konstruktion ethnischer Minderheiten im Kontext der Familie*, Opladen: Leske + Budrich, S. 203–214.
- Doty, Jennifer (2016): Resilience in Immigrant and Refugee Families, in: Ballard, Jaime, Elizabeth Wieling, Catherine Solheim und Lekie Dwanyen (Hrsg.), *Immigrant and Refugee Families: Global Perspectives on Displacement and Resettlement Experiences*. Minneapolis/MN: University of Minnesota Library Publishing, S. 176–197.

- Foroutan, Naika (2016): Postmigrantische Gesellschaften, in: Heinz Ulrich Brinkmann und Martina Sauer (Hrsg.) *Einwanderungsgesellschaft Deutschland: Entwicklung und Stand der Integration*. Wiesbaden: Springer VS, S. 227–254.
- Gambaro, Ludovica, Guido Neidhöfer und C. Katharina Spieß (2019): Kita-Besuch von Kindern aus nach Deutschland geflüchteten Familien verbessert Integration ihrer Mütter, in: *DIW Wochenbericht*, Nr. 44, 806–812.
- Götz, Irene, Barbara Lemberger, Katrin Lehnert und Sanna Schondelmayer (Hrsg.) (2010): *Mobilität und Mobilisierung: Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel*. Frankfurt/M.: Campus.
- Hallenberg, Jürgen (Hrsg.) (2018): *Migranten, Meinungen, Milieus: vhw-Migrantenmilieu-Survey 2018*. Berlin: vhw (Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V.).
- Herlth, Alois (1990): Was macht Familien verletzlich? Bedingungen der Problemverarbeitung in familialen Systemen, in: Kurt Lüscher, Franz Schultheis und Michael Wehrspaun (Hrsg.), *Die „postmoderne“ Familie: Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit*. Konstanz: Universitätsverlag, S. 312–326.
- Hildenbrand, Bruno (2009): Familie und Beschleunigung, in: *Sozialer Sinn* 10(2), 265–281.
- Hildenbrand, Bruno (1990): Modernisierungsprozesse in der Landwirtschaft und ihre Bewältigung: Vergleich einer „schizophrenen“ mit einer „normalen“ Familie, in: Kurt Lüscher, Franz Schultheis und Michael Wehrspaun (Hrsg.), *Die „postmoderne“ Familie: Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit*. Konstanz: Universitätsverlag, S. 297–311.
- Hildenbrand, Bruno (1983): *Alltag und Krankheit: Ethnografie einer Familie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Korte, Barbara (1999): Söhne und Töchter des Empire: Generationen und Geschlechter in der „eingewanderten“ Kultur Britanniens, in: Evelin Kilian und Susanne Komfort-Hein (Hrsg.), *GeNarrationen: Variationen zum Verhältnis von Generation und Geschlecht*, Tübingen: Attempto, S. 49–71.
- Lanfranchi, Andrea (2000): Stagnation statt Wandel in Einwanderungsfamilien: Folge erlebter Diskriminierung sowie biografiegeleiteter Wirklichkeitskonstruktion, in: Hansjosef Buchkremer, Wolf-Dietrich Bukow und Michaela Emmerich (Hrsg.) *Familie im Spannungsfeld globaler Mobilität: zur Konstruktion ethnischer Minderheiten im Kontext der Familie*, Opladen: Leske + Budrich, S. 143–160.
- Lüscher, Kurt und Liegle, Ludwig (2003): *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*, Konstanz: UVK.
- Maurović, Ivana, Linda Liebenberg und Martina Ferić (2020): A Review of Family Resilience: Understanding the Concept and Operationalization Challenges to Inform Research and Practice, in: *Child Care in Practice*, 26(4), 337–357.

- Michel, Andrea, und Tina Sattler (2008): Was Kinder und Jugendliche stark macht: Resilienz von jungen Menschen mit Migrationshintergrund, in: *Interdisziplinäre Fachzeitschrift der DGgKV*, 10(1), 90–107.
- Mu, Guanglun Michael (2020): Sociologising resilience through Bourdieu's field analysis: Misconceptualisation, conceptualisation, and reconceptualization, in: *British Journal of Sociology of Education*, DOI: 10.1080/01425692.2020.1847634
- Pagenstecher, Cord (1996): Die „Illusion“ der Rückkehr: zur Mentalitätsgeschichte von „Gastarbeit“ und Einwanderung, in: *Soziale Welt* 47(2), 149–179.
- Sennett, Richard (1984): *Families against the City: Middle Class Homes of Industrial Chicago 1872–1890*. Cambridge/MA: Harvard University Press.
- Sutton, Constance R. (2004): Celebrating Ourselves: the family reunion rituals of African Caribbean transnational families, in: *global networks*, 4(3), 243–257.
- SVR (Sachverständigenrat für Integration und Migration) (Hrsg.) (2019): *Mit der Politik auf Du und Du? Wie Menschen mit und ohne Migrationshintergrund ihre politische Selbstwirksamkeit wahrnehmen*, Berlin: SVR.
- Walsh, Froma (1996): The Concept of Family Resilience: Crisis and Challenge, in: *Fam Process*, 35(3), 261–281.